

Mitt. Dtsch. Dendrol. Ges.	90	213-216	2005	ISBN 3-8001-8325-0
----------------------------	----	---------	------	--------------------

Ökologie? Einheimisch? Exotisch?

Von GÜNTER DIAMANT

„Prüfet aber alles und das Gute behaltet!“ Dieser Rat, den vor fast 2000 Jahren der Apostel PAULUS in seinem ersten Brief der Gemeinde in Thessaloniki erteilte, ist einer der erstaunlichsten Sätze des Neuen Testamentes. Er fordert auf zu eigenständiger, „mündiger“ Urteilsbildung in einer Menschenwelt, deren Verhalten seit Urzeiten geprägt war von nicht nachprüfbaren Dogmen und in der absolute „Gesetzestreue“ gefordert wurde. Kritik, selbständiges Denken, waren seit jeher lebensgefährlich. PAULUS hat das selbst erfahren müssen.

Sein Rat ist verhallt. Die Kirche hat sich sehr bald ihr eigenes starres Dogmengerüst geschaffen, an dem oft genug der Mut zu geistiger Freiheit gescheitert ist. Und sie hat es immer wieder verstanden, sich selbst unter Hinweis auf ein himmlisches Paradies, das nur zu ihren Bedingungen zu erreichen wäre, zu exkulpieren.

Die jedem Menschen eigene Paradiesessehnsucht ist eine Handhabe zur demagogischen Einflussnahme, die immer wieder auch von weltlichen Machthabern benutzt wurde und wird. Oft genug etablieren sie sich mit dem Versprechen, irdische Paradiese verwirklichen zu wollen und zu können. Ein wie auch immer verstandenes Paradies bedeutet aber vor allem Freiheit von Schuld und dauernde Glückseligkeit. Paradiese sind also statisch. d.h. sie lassen sich mit der Grundlage menschlicher Würde, der Dynamik geistiger Freiheit, nicht vereinbaren. Diese Unvereinbarkeit zeitigt härteste, die ganze Fülle des Lebens missachtende Repressalien. Schuld, größte Schuld und tiefstes Elend also gerade da, wo eigentlich ein Paradies gemeint ist.

Inzwischen begegnen alle diese Utopien einer wachsenden Skepsis. Die Verkündigung einer paradiesischen Welt hat also subtiler, mit dem Anschein einer rationalen Logik, zu erfolgen. Man nimmt sich etwas zurück und redet nicht mehr von Religion und Weltanschauung, sondern von der doch wohl unangreifbar wissenschaftlichen Ökologie. Sie wird als leicht und für jeden erreichbares Paradies angepriesen. Man braucht doch nur ein paar Tabus zu beachten und ein paar lächerliche finanzielle Opfer zu bringen, um das Seelenheil ökologisch korrekten Verhaltens zu erwerben und um auf dem Ruhekissen des guten Gewissens weiterschlafen zu können. Das Angebot vom ökologischen Landbau bis hin zum ökologischen Lippenstift ist wahrhaftig groß und reichhaltig genug. Ein Schelm, wer keinen Gebrauch davon macht.

Man mag nun unter Ökologie alles Mögliche subsummieren. Ein Synonym für Paradies ist sie sicherlich nicht. Sie kann, wenn es gut geht, Wege aufzeigen. Da aber alles mit allem zusammenhängt, gelingt das prinzipiell nur sehr unvollkommen. Die Ökologie beschreibt, was ist. Wenn sich in einem dichten, ungepflegten Haarschopf Kopfläuse ansiedeln, dann ist das ein intakter Biotop, den die Ökologie völlig ungerührt beschreibt mit allen Bedingungen und Querbezügen. Paradiesisches ist da kaum auszumachen. Irgendwelche Gegenmaßnahmen kann die Ökologie nicht begründen. Zielsetzungen und Wertvorstellungen stammen nicht aus der Ökologie, sondern aus den Bereichen der Ethik, der Ästhetik oder der Ökonomie. Die Ökologie kann uns, indem sie Wege und Zusammenhänge aufzeigt,

vor den ärgsten Fehlern bewahren, sie kann den ernsthaft Suchenden zu tieferem Verständnis führen und eine liebevolle Annäherung an unsere Mitgeschöpfe ermöglichen. Das ist ihr kaum zu überschätzender Wert. Ihre Erkenntnisse können aber auch, und das ist die andere Seite ihres Januskopfes, zu immer noch intensiveren Manipulationen des gesamten Lebens und seiner Grundlagen missbraucht werden.

Der meist denkfaule, oft aber auch böswillige, verlogen-unscharfe Gebrauch des Begriffes Ökologie kommt Geschäftemachern und Ideologen gerade recht. Das Etikett „ökologisch“ verspricht, auch in den unsinnigsten Zusammenhängen, ökonomischen Erfolg. Und auf dem Mist uminterpretierter Ökologie schießen verquaste Ideologien ins Kraut, die uns einmal mehr um die Freiheit eigener, selbst erarbeiteter Entscheidungen bringen sollen. Einmal mehr wird der Versuch unternommen, Tabus und Vorurteile zu etablieren. Es wird unterschieden zwischen „guten einheimischen“ und „verabscheuungswürdigen exotischen“ Pflanzen. Die „Exoten“ seien schädlingsanfällig, wertlos für unsere Tierwelt, höchst pflegebedürftig, invasiv, ästhetisch unbefriedigend usw. Vorgekautes ist aber nun mal sehr unappetitlich, und alle diese Scheinargumente gewinnen auch durch ständige Wiederholung nicht an Wahrheitsgehalt. Man hört die Schamanentrommeln rasseln und die Gebetsmühlen klappern, und die vielleicht gutwillige, sicher aber unzureichend und einseitig informierte Politik sieht sich zu dirigistischen Maßnahmen veranlasst.

Der Terminus „Naturschutz“ ist eine nicht sehr glücklich gewählte, aber wohl nicht mehr zu ändernde Bezeichnung für eine Lebens- und Geisteshaltung, die als einzige in der Lage ist, unsere Welt und somit auch uns zu erhalten. Eine aus liebevoller Achtung geborene Bescheidenheit bezeichnet die Grenze zwischen legitimer Inanspruchnahme unseres Lebensraumes und destruktiver Hybris. Die so oft praktizierte kurz-sichtige und inkompetente Aufteilung unserer Mitgeschöpfe in Gut und Böse ist aber ein weiterer Schritt in Richtung legalisierter Zerstörung. Notwendiges und Schöpferisches kann daraus nicht entstehen.

Etwa auf der Linie Mönchengladbach – Arnheim lässt sich der Südsüdost zu Nordnordwest streichende sogenannte „Niederrheinische Höhenzug“ verfolgen, die Stauchmoräne, die für das

Riss-(Saale-)Glazial und für die gesamte Eiszeit den weitesten Vorstoß des Eises vor etwa 150000 Jahren markiert. Der nicht vom Eis bedeckte Teil Mitteleuropas war Kältewüste oder Tundra. Auf dem 1000–1200 m dicken Eis gab es keine Pflanzen und im eisfreien Teil nur kälteresistente Spezialisten, die die folgende Erwärmung nicht überleben konnten. Der zunächst letzte Vorstoß der Eiszeitgletscher im Würm-(Weichsel-)Glazial, der nur noch das nördliche Mitteleuropa erfasste, endete vor 10000 Jahren. Sinngemäß gilt für ihn das oben Gesagte. In diesem, mit geologischen Maßstäben gemessen winzigsten Zeitraum erfolgte die Wiederbesiedlung West-, Mittel- und Osteuropas durch Flora und Fauna. Diese Wiederbesiedlung ist ein Kontinuum, gleichgültig, ob sie aus eigener Kraft oder, seit dem Neolithikum, mit beabsichtigter oder unbeabsichtigter menschlicher Nachhilfe erfolgte. Auch die Menschheit hat ihre biologische Funktion. Die Trennung zwischen absolut schützenswerten Autochthonen, noch zu tolerierenden Archäophyten und unerwünschten Neophyten, sprich Exoten, hat die Setzung von willkürlichen, logisch-wissenschaftlich nicht begründbaren Zäsuren zur Voraussetzung. Sie ist also nicht ernsthaft zu diskutieren. „Die Exoten sind schädlingsanfällig“! „Die Exoten nützen unserer Tierwelt nicht“! Ein „Exot“, der hier unter Schädlingen zu leiden hat, wird in aller Regel von in Mitteleuropa heimischen Schädlingen befallen, die ja zu unserer Tierwelt gehören. Ist eine Pflanze, die gesund bleibt, deswegen zu verwerfen?

Die Meisen zupfen die Fibern vom Stamm meiner Hanfpalme und polstern damit ihre Nester; das Eichhörnchen schält Streifen von der samtweichen Borke meiner Mammutbäume ab und baut sich daraus einen mollig-warmen Korb; die Bienen umschwärmen im Juli zu Tausenden einen voll blühenden Rosinenbaum und die Tauben leben im Spätwinter fast ausschließlich von den anschwellenden Blütenknospen eines Zürgelbaumes. Die Tiere sind Pragmatiker. Sie prüfen alles. Sie nehmen das für sie Gute, wo sie es finden, und scheeren sich den Teufel um menschliche Vorurteile.

In einem reichhaltig bepflanzten Garten, in dem sich eins zum anderen fügt, stellen sich sehr schnell ökologische Bezüge ein, gleichgültig, aus welchen Weltgegenden die Pflanzen stammen. Wir müssen nur verstehen lernen, dass unsere Rolle eine dienende ist, und dürfen nicht dauernd

störend eingreifen. Der Versuch, Ökologie zu planen, überträgt den Machbarkeitswahn der Technik auf den Garten. Technischer Perfektionismus zielt auf Statik und verhindert damit den Prozess lebenslangen, einfühlsamen Erkenntnisgewinns und das Hinfinden zu beglückender Lebensnähe. Ein Garten, der uns an einem taufrischen Frühlingmorgen in strahlender Reinheit begrüßt, ist etwas ganz anderes als eine nach „ökologisch sauberen“ Vorurteilen geplante Pseudowildnis.

„Fremdländer sind äußerst pflegebedürftig“! „Fremdländer sind invasiv“! Invasive Pflanzen sind nicht pflegebedürftig und vice versa. In der Einleitung der Straßenbaumliste der Gartenamtsleiter von 2001 beklagt der Verfasser, dass unsere mitteleuropäischen Bäume wegen ihrer sehr speziellen Ansprüche für die Verwendung als Straßenbäume im allgemeinen nicht in Frage kommen. Man muss also „leider“ auf die widerstandsfähigeren Exoten ausweichen. Das ist ein alle wohltönenden Phrasen ad absurdum führendes Eingeständnis. Die Fremdländer sind in diesem Fall also erheblich anpassungsfähiger und weniger pflegebedürftig als die Heimischen.

Die Flora Mitteleuropas ist eine gesättigte Flora, das heißt, dass jede ökologische Nische, oft sogar mehrfach, besetzt ist. Neulinge haben es also schwer, sich einen Platz zu erobern. Die Ufer der Wupper, zum Beispiel, werden über weite Strecken von einer Pflanzengesellschaft aus mannshohen Brennesseln, Zweizahn, Pestwurz und Drüsigem Springkraut eingenommen. Vier Flegeln also! Drei aus Mitteleuropa und einer aus Indien. Im durch die Wupper eutrophierten Uferbereich sind sie äußerst invasiv und verdrängend. Ein paar Meter vom Ufer entfernt gelingt ihnen das aber schon nicht mehr.

Im Park des Schlosses Heltorf bei Düsseldorf gibt es zwei mit dem Flüsschen Anger und untereinander verbundene Teiche, die durch jahrelange Haltung von Enten stark eutrophiert wurden. Im Uferbereich dieser Teiche wachsen dichte und üppige Bestände vom Riesenbärenklau. Im umliegenden Parkgelände gibt es ihn nicht.

Im Spätsommer und Herbst fährt man auf unseren Autobahnen Kilometer um Kilometer zwischen gelbblühenden Streifen des Ungleichzähniigen Greiskrautes (*Senecio inaequidens*) aus Südafrika. Diese Streifen sind selten breiter als 1 m. Sie reichen nur so weit, wie die Vegetationsdecke durch Schmutz und Streusalz lückig ge-

worden ist. Obwohl die Samen des Greiskrautes leicht und weit vom Wind transportiert werden, findet man in intakten Pflanzenbeständen nur sehr vereinzelt einige Exemplare.

Industriebrachen, stillgelegte oder wenig befahrene Gleisanlagen, Schuttflächen sind bevorzugte Siedlungsplätze für die Kanadische Goldrute, den Sommerflieder, den Götterbaum und ähnliche als „invasiv“ diffamierte Fremdländer. Allen angeführten Pflanzen ist die Fähigkeit gemeinsam, vom Menschen geschlagene Wunden einem langsamen Heilungsprozess zuführen zu können. Nicht die Pflanzen schaden. Ganz im Gegenteil: Wir selbst sind die Schädlinge!

„Fremdländer sind ästhetisch unbefriedigend“! Ästhetisches Empfinden ist sehr subjektiv und gibt gerade darum Anlass zum erhobenen Zeigefinger missionarischer Besserwisserei. Das geht bis zum behördlichen Dirigismus durch sogenannte Baumschutz- und Gestaltungssatzungen, die aber ohne die verbreitete Lust an der Denunziation nicht funktionieren. Das ethisch sehr fragwürdige Vergnügen daran, dem Nachbarn eins auszuwischen, ist implizit Voraussetzung dafür, dass die Behörden überhaupt informiert werden. Der Garten ist eines der letzten Refugien eigenständiger Lebensführung. Da hat behördlicher Dirigismus genau so wenig zu suchen wie die Kirche im Bett ihrer Schäfchen.

Es gibt nun aber immer wieder Beispiele krassesten Unverständnisses und böswilliger Zerstörungslust. Die Menschen sind keine Engel. Bornierte Engstirnigkeit und uneinsichtiger Egoismus streiten sich mit der überlebensnotwendigen, liebevoll-dienenden Hinwendung zu allem Leben. Um zerstörerische Dummheit in ihre Schranken weisen zu können, ist ein juristisches Instrumentarium notwendig, das allgemeinverbindlich ist und sich eben nicht an den Vorgaben sektiererischer Naturschützer orientiert. Und dieses Instrumentarium darf nicht nur repressiv sein, sondern es muss zu besserer Einsicht führen können. Das ist seine vornehmste Aufgabe. Ein Hinführen zu Erlebnisinhalten ist über von außen verordnetes Wohlverhalten nicht zu erreichen. Damit lassen sich bestenfalls Auswüchse bekämpfen. Das Eigentliche, nämlich Schönheitsempfinden und vielleicht sogar dankbares Erstaunen, muss erlernt werden in einer Welt, in der schon den natürlicherweise dazu begabten Kindern die naive Entdeckerfreude aberzogen wird zugunsten abstrakter Verallgemeinerungen.

Aus Angst davor, für sentimental gehalten zu werden, erziehen die Erwachsenen sich selbst zu einer Blindheit, die sie hindert, die Schönheit der Welt wahrzunehmen, und die sie anfällig macht für Parolen, die das in Gut und Böse trennen, was zusammengehört. Umso wohltuender ist es, immer wieder zu erleben, wie groß der Hunger nach Schönheit ist. Er lässt sich vielleicht eine Zeit lang unterdrücken, aber er ist da und verlangt Befriedigung.

Ich werde immer wieder gebeten, gärtnerisch-botanische Führungen für Gruppen unterschiedlichsten Alters und unterschiedlichster Interessenlage auszurichten. Das Spektrum reicht von Kindergartengruppen über Schulklassen und Volkshochschulkurse bis zu Fachkollegen und Vertretern der örtlichen Kommunalpolitik. Jede Gruppe kommt mit anderen Erwartungen. Allen gemeinsam ist aber die spürbare Freude daran, dass ein Garten die Welt repräsentieren kann in ihrem Glanz und in ihrer Vielgestaltigkeit. Es ist eine Erfahrung, die ich immer wieder mache, dass eine auf eine und eine halbe Stunde angesetzte Führung doppelt so lange dauert, weil die Fragen kein Ende nehmen und das Gute und Interessante natürlich für jeden etwas anders aussieht. Eine Klasse von i-Dötzchen blieb über 2 Stunden bei der Stange und löcherte mich mit Fragen. Eine ganz erstaunliche Leistung. Zwei Tage später standen zwei kleine Mädchen vor der Tür und brachten mir eine Mappe. Darin war ein Päckchen Zeichnungen. Jedes Kind hatte das aufgemalt, wovon es besonders beeindruckt war, manchmal sogar mit ein paar Dankesworten. Diese Mappe gehört zu meinen persönlichen Schätzchen.

Nur wenn anstatt der Steine hohler Phrasendrescherei endlich das Brot lebendiger Anschauung gereicht wird, kann eine umfassende Liebe zu unseren Mitgeschöpfen gedeihen. Nur sie kann die Grundlagen des ganzen Lebens erhalten und gerade nicht obrigkeitlich verordnete Einschränkung, die unvermeidlich Privilegien und Ungerechtigkeiten schafft.

Wir leben in einer Welt, in der es keine Kontinente mehr zu entdecken und keine Königreiche mehr zu gründen gibt. Die atemberaubende Entdeckerfreude, die über die gesamte Entwicklung der Menschheit hin konstituierender Teil ihrer geistigen Evolution war, können wir nicht mehr erleben. Wenn wir reisen, wissen wir, zumindest annähernd, was uns erwartet. Der Hase neugierigen Vorwärtsdrängens mag bis zur Überschallgeschwindigkeit beschleunigen. Am Ende erwartet ihn doch immer schon der Igel der Zivilisation und bewirtet ihn mit Coca-Cola und Pommes frites. Der Tourismus ist ein Ersatz und wie alle Substitute vermag er nicht voll zu befriedigen. Wir müssen immer mehr davon konsumieren.

Was hindert uns aber, Gäste aus der ganzen Welt in unseren Garten zu holen und sie zu umsorgen, wie es guten Hauseltern zukommt? Dafür beschenken sie uns mit der unausschöpflichen Fülle ihrer Schönheit und ihrer Lebensäußerungen, und der Entdeckerfreude sind Tür und Tor geöffnet. „Trinkt, ihr Augen, was die Wimper hält, vom goldenen Überfluss der Welt“ und hütet euch vor dem blinden Fleck der Vorurteile!

Autor:
GÜNTER DIAMANT
Mühlenweg 39
47239 Duisburg